

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 279.

Mittwoch, 29. November.

1916.

Und das Glück kam.

(8 Fortsetzung.)

Von Elisabeth Friedl.

(Nachdruck verboten.)

Philipp stand auf und trat zum Fenster. Es hatte aufgehört zu regnen, aber es tropfte noch von allen Zweigen. Endlich sah er nach der Uhr.

„Es ist gleich elf. Viktor bleibt lange.“

„Ich glaube nicht, daß er heute noch wieder zum Vorschein kommen wird“, antwortete Alix stoßend.

„Aber er kann uns doch nicht einfach so sitzen lassen? Das halte ich für ganz unmöglich!“

„Ich werde nachsehen“, sagte die junge Frau und stand auf.

Nach einigen Sekunden kam sie zurück.

„Viktor ist zu Bett gegangen; Sie müssen ihn entschuldigen.“

Es war ihr offenbar sehr peinlich, denn sie war rot und verlegen.

Philipp biß sich auf die Lippen. Er fand Viktors Betragen unerhört, weniger feinetwegen als um Alix willen, die er sehr bedauerte.

„Dann will ich gehen“, sagte er mit belegter Stimme. Wie gerne hätte er ihr gesagt, daß er empört sei — aber das durfte er ja nicht. So reichte er Alix die Hand zum Abschied; aber dann, als er die weiche Frauenhand in der seinen hielt und ihr leises Bittern spürte, neigte er sich, einem plötzlichen Impuls folgend, und drückte einen Kuß darauf. Alix zuckte zusammen, denn das war keiner von den herkömmlichen Handküssen gewesen, denen, wie sie wußte, Philipp durchaus abhold war. Sie empfand, daß der Freund ihr damit mehr hatte sagen wollen, als er in Worten hätte tun können. Stumm ließ sie ihn an sich vorüber, nur der Blick ihrer Augen verriet, daß sie ihm nicht zürnte.

Lange noch saß sie am offenen Fenster, in Nachdenken versunken. Ihre Gedanken schweiften in die sonnige Kindheit und Jugend zurück. Sie sah sich als ganz junges Mädchen umschwärmt auf den Gymnasialtennisbällen oder beim Schlittschuhlaufen auf dem Kurhausweiher, und stets war Philipp Ferber unter dem Schwarm ihrer Verehrer. Nie hatte er gewagt, sich ihr besonders zu nähern, aber sie hatte immer das unbewusste Gefühl gehabt, daß sie auf seine treue Ergebenheit rechnen konnte. Was sie heute in seinen Augen gelesen hatte, sagte ihr, daß er derselbe geblieben war in jeder Beziehung — auch in der Beziehung zu ihr. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Auch Philipp Ferber stand noch lange am Fenster seines Dachstübchens und sah hinunter auf die Wipfel der Bäume in den Anlagen. Das gleichmäßige Murmeln des Baches beruhigte allmählich seine durch die mancherlei Aufregungen des Tages erregten Nerven. Nur über einen Punkt konnte er nicht hinweg: Was sollte werden, wenn Viktor morgen nicht kam, ihn um Entschuldigung zu bitten? Dann konnte er doch überhaupt nicht wieder hinübergehen — und, das fühlte er mit Schrecken, das würde ihm sehr schwer werden!

Solange er Alix für vollkommen zufrieden und glücklich halten konnte, hatte er sich über seine Empfindungen überhaupt keine Rechenschaft abgelegt. Nachdem er aber in wochenlangem täglichem Verkehr sich davon überzeugt hatte, daß sie nur bemüht war, sich mit ihrer Ehe abzufinden, so gut es gehen wollte, hatte es nur noch eines leisen Anstoßes bedurft, um ihm die Augen zu öffnen, daß sie nach wie vor in seinem Herzen die erste Stelle einnahm. Die Erkenntnis überfiel ihn nicht wie ein Sturmwind, nein, förmlich kühl und leidenschaftslos machte er es sich klar, daß er von dieser Neigung wohl nie würde loskommen können in seinem Leben. Wenn er sich die Erscheinung der holden Frau vergegenwärtigte, so schien es ihm, als sei es ganz unmöglich, daß je ein anderes Bild in seinem Herzen thronen könnte. Es hatte keinen Zweck, dagegen ankämpfen zu wollen, es war eben sein Verhängnis, sein Schicksal.

Die Wolken zogen eilig am Himmel dahin, von einem frischen Winde gejagt. Der Mond schien hell, um dann wieder zuweilen ganz hinter den Wolken zu verschwinden, so daß nur eine lichtere Stelle seinen Standort verriet. Was mochte Alix tun? Ob sie auch den Wolken sehnsüchtig zuschaute wie er? Der Gedanke an sie fing an, ihn zu beunruhigen. Was gäbe er drum, wenn er, wie in der Jugend, morgen mit Viktor sich ehrlich hauen dürfte! Er fühlte, wie ihm das Blut siedend heiß in die Schläfen stieg, und beschloß, da an Schlafen doch nicht zu denken war, leise das Haus zu verlassen, um sich tüchtig müde zu laufen.

So sehr er sich in acht nahm, die Treppe des alten Hauses knarrte fast bei jedem Schritt. Wie ein ertappter Dieb schrak er zusammen, als sich unten im Flur eine Tür öffnete und eine Mutter den Kopf herausstreckte. Aber statt der erwarteten Strafpredigt flüsterte sie: „Gott sei Dank, Philipp, daß du noch auf bist, du hast wohl das Türschloß und -zuschließen gehört? Warte einen Augenblick, dann kannst du in die Apotheke gehen, Mrs. Henderson ist krank.“

Nach wenigen Minuten kam Frau Ferber mit Dr. von Dille in das Wohnzimmer, in welches Philipp eingetreten war. In erregtem Flüstern bestürmte sie den Arzt, ob die Krankheit schlimm sei, ob er nicht darauf hinwirken könne, daß die Darre in das Krankenhaus gebracht würde, und dergleichen mehr. Und wieder, wie schon einmal, mußte Philipp die gelassene Ruhe des Freundes bewundern, wie er der aufgeregten Frau zuredete, noch lieber sich gar nichts sagen. Es könne eine Erklärung sein, welche die Engländerin sich durch das Sitzen auf dem feuchten Rasen, das ihr Mann, der alte Reverend, eingestanden habe, zugezogen habe. Er, Dille, würde morgen ganz früh wieder kommen und hoffte, ihr dann schon eher bestimmten Bescheid geben zu können.

Damit mußte Frau Ferber wohl oder übel fürs erste zufrieden sein. Philipp übernahm es, in der Apotheke Eis und alles Erforderliche zu holen, und verließ mit Dille das Haus. Draußen auf der Straße

müßten sie sich trennen, da das Dille'sche Haus zur Linken lag, während der Weg zur Apotheke rechts hinunter in die Stadt hinein führte. Keiner von beiden hatte bis dahin ein Wort gesprochen. Nun sagte Viktor mit leichter Verlegenheit:

„Ich habe mich wohl nicht hervorragend betragen vorhin, Philipp? Du mußt entschuldigen, ich hatte einen sehr schweren Tag hinter mir.“

Er hielt dem Freunde die Hand hin, in die dieser langsam die seine legte. „Es war mir für deine Frau leid“, konnte er sich nicht enthalten zu sagen.

„O — darum — die macht sich nicht viel daraus.“ Viktor lachte schon wieder sein sorgloses Lachen. „Galt im Gehen rief er noch zurück: „Sollte sich der Zustand der Dame verschlimmern, so Sorge dafür, daß ich gleich geholt werde. Auf Wiedersehen, alter Kerl.“

Gedankenvoll ging Philipp in die Stadt hinunter. Der Wind blies mit unverminderter Stärke, so daß es mitunter recht dunkel war, wenn eine große schwarze Wolke den Mond verhüllte. Die Straßenbeleuchtung, die nie üppig war, beschränkte sich jetzt mitten in der Nacht auf Richtlaternen an den Straßeneinkreuzungen.

Philipp mußte daher auf den Weg achten, der stellenweise feucht und schlüpfrig war. Einmal trat der nächtliche Wanderer in eine Pfütze, daß das Wasser hochaufspritzte. Aber er machte sich nichts daraus. So lindisch er sich vorkam und trotz des Großen, den er immer noch auf Viktor hatte, war sein Herz ganz leicht in dem Gedanken, daß dieser sich zu entschuldigen verdruckt hatte. Nun würde er wenigstens sein Haus nicht zu meiden haben!

In der Apotheke mußte er eine Weile warten, bis der Provisor alles zusammengestellt hatte, was Dr. von Dille aufgeschrieben hatte. Er war zuerst ein wenig verschlafen gewesen, erinnerte sich aber bald und unterhielt sich mit Philipp, den er durch den jungen Arzt gelegentlich am Viertisch kennen gelernt hatte.

„Da wird Herr von Dille nicht sonderlich erbaut gewesen sein, daß er schon wieder geholt wurde“, sagte er, „nach dem schweren Tag gestern.“

„So“, fragte Philipp, „was hatte er denn?“

„Hat er Ihnen nicht davon erzählt? Er war zu einer sehr schwierigen Blinddarm-Operation in Kiemel; es war schon zu spät, um den Kranken noch in ein Krankenhaus zu bringen, dafür war denn auch der Eingriff um so gefährlicher und mühseliger. Aber der ist ja gelungen, und da der Patient kräftig ist, wird Herr Doktor ihn auch wohl durchgekomen; er ist ja sehr tüchtig.“

„Wirklich?“ fragte Philipp lebhaft, „gilt Herr von Dille für tüchtig?“

Der Provisor lachte. „Das fragen Sie? Er ist bei weitem unser bester Arzt hier, und man wundert sich allgemein, daß er nicht in eine größere Stadt zieht, wo er an einem Krankenhaus arbeiten könnte. Er ist ja doch reich und könnte die Sache mit ansehen.“

Die Medikamente waren fertiggestellt, und Philipp begab sich eilig auf den Rückweg. Der scharfe Wind blies ihm jetzt gerade entgegen, so daß es nicht angenehm zu gehen war. Er konnte daher nicht so feinen Gedanken nachhängen wie auf dem Hinweg. Dennoch beschäftigte er sich unausgesetzt mit dem Freunde. Gätte er nicht gestern Abend sagen können: „Ich bin sehr abgesehen, laß uns von anderen Dingen reden?“ Das wäre entschieden richtiger gewesen, als seine Überreiztheit um jeden Preis verbergen zu wollen und dann doch sich zu verraten, weil die Nerven einfach versagten.

Philipp nahm sich vor, Viktor offen seine Meinung zu sagen, wenn sie, was ihm unvermeidlich schien, den Vorfall vom gestrigen Abend zum Gegenstand einer freundschaftlichen Aussprache machen würden.

Als er „Villa Friede“ erreichte, erwartete ihn der englische Geistliche schon im Hausflur.

„Ich glaube, mein armes Weib ist sehr krank“, sagte er in gebrochenem Deutsch. Dadurch fühlte sich Philipp

veranlaßt, ihm auf englisch zu antworten, da er sich dachte, daß es dem alten Herrn ein Trost sein würde, die Angst seines Herzens in seiner Muttersprache ausdrücken zu können. Er hatte richtig empfunden; der Reverend faßte erfreut seine Hand und sprudelte seine Befürchtungen heraus.

„Soll ich lieber den Arzt wieder holen?“ fragte Philipp.

„Nein, noch nicht“, erwiderte Mr. Henderson. „Ich will erst die Wirkung der Arznei abwarten.“

Philipp erbot sich zu jedem Dienste und beschrieb die Lage seines Zimmers mit der Nummer dreizehn, wo der alte Herr ihn jeden Augenblick erreichen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Feldtelephon an der Aisne.

Von Hermann Hoffmann.

Ein schwüler Sommertag. Der stundenlange Marsch kostete wieder mal ein Schweißbad. Das 3. hatte das 1. Bataillon abgelöst. Die Stellung gehört zu den wenigen Ausnahmen und ist ziemlich ruhig und interessant. Wir liegen am äußeren Dorfrand eines einstmaligen schönen Ortes. Die feindlichen Granaten selbst haben die großen Glasfabriken, von denen eine mehr als 1000 Arbeiter beschäftigte, zu einem Trümmerhaufen gemacht. Der Franzmann liegt auf der anderen Seite, zwischen den Stellungen fließt die Aisne.

Die Telephonzentrale befindet sich in einem tagelichen, granatfesteren Kellergewölbe, deren der Ort so viele hat. Wir hatten uns gerade mit dem Betrieb, der Aufnahme- und Vermittlungsstation war, vertraut gemacht, als unser Bataillonskommandeur den Raum betrat. „Ah, da sind ja auch schon meine Telephonisten. Na, Kinder, ihr seit ja ganz gut untergebracht.“ Er bewunderte zunächst kurz unsere „Baugung“. Das Gewölbe war hellrund gebaut, ganz mit Brettern ausgekleidet. Auf beiden Seiten die „Betten“ für vier Mann. Ebenfalls Bretter und Drahtgeflecht als Unterlage. Mit Mantel, Decke, Zeltbahn wird geschlafen und der Friede erträumt. Der Lärm der als Kruppfaffen gehört immer noch zu den alten Gewohnheiten. Am Fenster des Kellerraums steht der Arbeitsstisch mit dem Stationsapparat. Zehn Uhrzeiger und am Gehirn ten Ventungsdrähten führen nach allen erdenklichen Richtungen.

„Also, verbinden Sie mich mit dem Regimentsadjutanten.“ „Jawohl, Herr Hauptmann.“ Ich rufe an mit den vorher festgelegten Morsezeichen für jede Station. Es wird gesprochen. „Hier Hauptmann R. Das 3. Bataillon hat Kaffee empfangen. Schluss.“ „Haben Sie sonst noch was für mich?“ fragt der Kommandeur. „Jawohl, Herr Hauptmann, die Kompagnien haben geweidet. Laß alles in Ordnung ist.“ „Banderböl“ seien bereits aufgeschickt.“ „Also, wenn diese Nacht etwas von Belang kommen sollte, mich oder den Adjutanten sofort wecken, hier gleich nebenan.“ „Jawohl, Herr Hauptmann.“ Ein gemüthlicher Herr, aber streng im Dienst und der eifrigsten Arbeit. „Na, denn gute Nacht“ und er verschwand.

Die Herren sitzen im naheliegenden Kasino, mit dicken Steinwänden und ca. 3 Meter Zementbede, beim Becherklang. Plötzlich hört man draußen Geknatter, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Eogleich kommt der Adjutant. „Fragen Sie, doch gleich mal herne bei den Kompagnien, was das eben war, diese Schießerei.“ Eine Kompagnie meldet: „Raum die Banderböl zurück, glaubten die Franzosen etwas zu entdecken, stießen sie das Gelände mit Maschinengewehrfeuer ab. Verluste keine. Sofort spielen 6 bis 8 Schützenwerfer von uns in der Luft. Alles ist wieder ruhig. Es wird weiter gezecht.“

Der Diensttuende versieht sein Amt auf seinem erhöhten Postenstisch, eine Tradition der Feldfernsprecher. Die anderen verschwinden in den Katakomben, müde vom Marsch und dem schweren Gepäck. Inzwischen kommt das Kreis-telegramm, der deutsche Heeresbericht 6 bis 8 Verbindungen nehmen's zu gleicher Zeit auf. Eine Abschrift dem Kommandeur und eine zum Nachgang. Dann gehen wir's wieder in die vier Kompagnien des Bataillons. — Die Nacht ver-

läuft ruhig. Am Telefon wenig Gespräche. Um 8 Uhr morgens kommt die erste Kompanie, um die Ereignisse der Nacht und die Verluste des Tages zu melden. Ich werde den Adjutanten und gebe die Meldung weiter zum Regiment.

Später kommt der Waffensicherer der Kasse, der stets genau verfolgt wird. Unsere erste Stellung liegt dicht am Fluß, und ist es den Franzosen nicht möglich, durch Öffnung der Schleusen auf ihrer Seite unsere Stellungen zu überschwemmen. Morgens und abends melden die meteorologischen Stationen die Windrichtung und den Wetterbericht. Ersterer meldet gerade mit dem Textwort: wahrscheinlich. Die Windrichtung ist also für die Franzosen günstig zu einem Gasangriff. „Aha“, meint der Hauptmann, „sagen Sie sofort den Kompagnien: erhöhte Gasbereitschaft.“ „Ach, Donnerwetter“, sagt der Stabsarzt L., „ich habe ja gar keine Gasmaske. Telephonieren Sie gleich dem Gasadjutanten des Regiments nach Dingsda, er soll mir heute abend mit dem Lebensmittelwagen eine Gasdruckmaske Nr. 1 heraus schicken. Und dann habe ich noch etwas: Fragen Sie mal vorne die Kompagnien, wie viel „Selbstretter“ vorhanden sind.“ „Ja wohl, Herr Stabsarzt.“ „Was ist denn das?“ fragt interessiert der Assistenzarzt, der gerade aus der Heimat gekommen. Eine Neueinrichtung, in jedem größeren Unterstand befindet sich jetzt ein Selbstretter, ein Apparat mit Sauerstoff, der im Falle einer Verschüttung oder Einschließung des Unterstandes, den Insassen eine längere Lebenserhaltung ermöglicht und einem Ersticken vorbeugt. — Jetzt kommt der Sanitätsunteroffizier mit einem Fernspruch an: Sanitätskompagnie 1, Etolzenfelsferm. Ein Wagen wird benötigt für drei Verwundete, zwei sitzend, einer liegend. Eine Meldung kommt vom Fernblick 1, anverm. Vataillonsbeobachtungsstand: Ein feindlicher Flieger über A und unserer Stellung. „Sehen Sie, mein lieber Adjutant!“, sagt der Kommandeur. „Wir müssen mal beim Regiment beantragen, daß feindliche Flieger sofort von unseren Maschinengewehren beschossen werden, die keine werden zu hoch.“ „Geben Sie mal den Regimentsadjutant“, sagt der Adjutant mit seinem G. A. 1. Da werde ich schon wieder angerufen. „Hallo, hier ist die große Vermittlung Ganzem, bitte Herrn Hauptmann R. für den Regimentskommandeur v. R.“

Der Stabsarzt kommt wieder. „Geben Sie mir doch den Regimentsarzt, ich muß Apoplektische haben für die morgige Impfung.“ Jetzt kommt der Laufgrabenoffizier. „Ach, sagen Sie mal, können Sie telephonieren nach Dingsda, etwas weit von hier, vielleicht geht's.“ Ich lege mir die große Karte an der Wand, eine Lichtpauszeichnung mit dem ganzen Leitungszug, an. „Ja, es geht, und was haben Herr Leutnant auf dem Herzen?“ „Mein Vorgesetzter soll doch heute abend mit den Pferden nach C. kommen um mich nach der nächsten Bahnstation zu bringen, ich fahre in Urlaub.“

Eine kleine Pause, die zum Essen ausgenutzt wird. Aber es dauert nicht lange, schon ruft's wieder an. Das Regimentsgeschäftszimmer will das Geschätzzimmer vom Bataillon haben. Jetzt kommt der Fernsprechoffizier. „Sagen Sie mal, Telephonist, ist das Kreisdelegat schon da?“ „Nein, Herr Leutnant.“ „Donnerwetter, bleibt doch heute.“ Es ist schon seit Jahresfrist an derselben Stelle von dem Leutnanten des Armeekorps aus. Dann kommt der Fernsprechoffizier unseres Bataillons. „Guten Tag, wo ist alles in Ordnung hier?“ „Nicht ganz. Herr Leutnant der oder der Apparat geht aus, da oder dort ist eine schlechte Verständigung.“ „So? Dann schicke ich mal einen Mann her, der die Sache wieder in Ordnung bringt.“ Draußen steht ein Promer und liest an der Wand: Fernsprecher? „Ah, hier kann man wohl telephonieren? Verbinden Sie mich doch mal mit dem Biometeor W. Ein Fernspruch an Offiziersstellvertreter A, Materialbeileistung usw.“

Raum hänge ich den Apparat ein, klingelt's schon wieder an. Fertigmachen zum Schreiben, wof: es aus der Ferne. Ein Fernspruch Nr. 2673 aus Frankfurt a. d. Oder: An Musikleiter R. Sch., 10. Kompagnie. . . . Mutter tot. Komme sofort. Emil. — Dann wird eine schriftliche Meldung auf den Tisch gelegt. Telephonist, geben Sie diese gelegentlich dem Adjutanten, ich will nicht extra hören, sagt ein biederer Kriegeremann zu mir. Dann kommt der Kommandeur wieder. „Haben Sie genaue Zeit?“ „Ja wohl, Herr Hauptmann, Divisionszeit 10 Uhr 20.“ „Sonst was Neues für mich?“ „Schon gebe ich etwas Eingelaufenes für ihn.“ „Danke sehr,

und wenn der Postenkel kommt, geben Sie ihm diese Briefe mit.“ „Ja wohl, Herr Hauptmann.“ Und so geht das weiter Tag und Nacht während sechs Stunden Dienst für den einzelnen. Der Nachfolger nimmt die fortsetzende Arbeit auf, und für mich beginnt die freie Zeit. Ich steige hinauf zur Beobachtungsstelle unter dem Dach des Hauses. Ein schönes Panorama vor mir. Ruhig fließt die Aisne dahin, dahinter ein Städtebild. Der Hauptturm der alten, kunstvoll gebauten Kathedrale ist abgedeckt. Der Krieg läßt die Natur hier nicht so ganz auf seine Rechnung kommen. Doch die wunderbare Gegend gleicht vieles wieder aus. Stellenweise sieht man auch die Gräben durch das Fernglas. Unsere Stellung zieht sich zwischen dem Fluß und einer großen Fabrikanlage entlang. Der große runde Schornstein des Kollens roßt noch in die Luft. Das übrige der Fabrik mit ihren gewaltigen Maschinen ist ein Trümmerhaufen. Abgesehen von dem allgemeinen Bild zeigt das schöne Städtebild von emsi noch genug Spuren von den vorjährigen schrecklichen Kämpfen, wo allerdings auch die Gebirgsgegend mitsprach. Die Dächer sind teilweise noch auf den Häusern, andere sind eingestürzt oder kaputtgeschossen. Kein Haus kann noch bewohnt werden, da von so vielen nur noch die nackten Seitenwände stehen. Die Straßen werden von dem Feind eingenommen. Deshalb ist innerhalb der Häuser ein durchlaufender Seitengang gebrochen, mit großen Steinen flankiert, dahinter eingestürzte Decken, Treppen, Möbel und sonstiger Hausrat. Wir bewohnen die Keller des Ortes, die alle genöthigt und ziemlich der Erde gleichgebaut sind. Die tiefen Brunnen sind alle verseucht, statt dessen liefert das Armeekorps Selterswasser aus der Heimat. Die Straßen sind im allgemeinen sauber und mit Patrikaden verbaut im Falle eines feindlichen Eindringens.

Mein Dienst beginnt wieder inaktiv. Sogleich meldet die Brigade ein Extratelegramm: Der große Greg bei Lutran, 20 000 Gefangene, 400 Offiziere usw. Sofort wird das dem Bataillonskommandeur gemeldet. „Bravo, Bravo, melden Sie das sofort den Kompagnien.“ Dem Befehl wird stattgegeben, und die Nachricht löst in der verderben Linie eine helle Freude aus.

So das Bild einer normalen Stellung, während die Betätigung eines „Strippergliders“ in einer unruhigen Stellung auf der viel Granatfeuer liegt, wehrlich nicht zu den angenehmen gehört. (Zens. M.)

22 = Bunte Welt. = 22

Der Frankfurter MUSEUM der Familie Bethmann. (Zum 60. Geburtstag des Reichskanzlers, 29. November.) Obwohl die Familiengeschichte des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, der am 29. November seinen 60. Geburtstag feiert, bereits verschiedentlich behandelt wurde, hat man in den meisten Fällen merkwürdigerweise gerade einer der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Geschlechtes der Bethmann kaum nähere Beachtung geschenkt. In den „Erinnerungen“ der Gräfin d'Agoult, der als Schriftstellerin Daniel Stern genannten Herzogin Eliza findet sich eine Anzahl Aufzeichnungen, die ein interessantes Dokument darstellen in betreff der sozialen und kulturellen Stellung des „königlichen Kaufmannsgeschlechtes“ der Bethmann zur Zeit Goethes. Die Gräfin d'Agoult war eine Tochter des zur Revolutionszeit nach Frankfurt a. M. ausgewanderten Emigranten Vicomte de Flavigny, der eine Tochter aus dem Hause Bethmann heiratete. In den Schilderungen der Gräfin lernt man die damalige Residenz der Bethmanns, den alten Baseler Hof kennen. Der Chef des Hauses, Moriz von Bethmann, gehörte zur Gesellschaft der damals nicht mit Unrecht königlich genannten Frankfurter Finanzleute. Die eigentliche Herrscherin im Baseler Hof aber war die Großmutter, eine majestätische, erblindete Gräfin, in ganz Frankfurt unter dem Namen „die alte Frau von Bethmann“ bekannt. Da Moriz von Bethmann durch den Kaiser von Österreich geädelt worden war und der russische Bar ihn zum Generalkonsul in Frankfurt gewählt hatte, war der Zuschnitt des Hauses, wie die Gräfin d'Agoult erzählt, nicht der eines Privatmannes, sondern der eines Fürsten, jedoch ohne äußeren Prunk, groß

artig in seiner Einfachheit". Der vornehme Adel des Hauses wird dadurch charakterisiert, daß die alte Frau Bethmann mit einem ganzen Hofstaat, Gesellschaftsdamen, Kammerfräulein, einem Vorleser, Arzt und Kaplan umgeben war. Die kultivierten künstlerischen Neigungen, die die Persönlichkeit unseres Reichsfürstlichen auszeichnen, sind so fern ein Erbgut, als auch die Kaufleute Bethmann in ganz hervorragender Weise den schönen Künsten und Wissenschaften huldigten. Nicht nur die beste politische, sondern auch die beste künstlerische Gesellschaft ganz Europas erblickte im Baseler Hof einen beliebten Treffpunkt. Moritz von Bethmann selbst zeigte alle Neigungen eines Mediciers, so ließ er in einem der städtischen Gärten einen Tempel bauen, in welchem zum Studium junger Künstler eine Sammlung der besten antiken Abgüsse untergebracht war. Auch die neuesten Dichtwerke und Musikstücke wurden im Baseler Hof vorgelesen, wo die berühmte Catalani sich häufig hören ließ. „Im Baseler Hof", so ist den Erinnerungen zu entnehmen, „sah auch die berühmte Begegnung zwischen der Frau Rat und Frau von Staël statt, bei der die Frau Rat die berühmte Französin mit dem stolzen Wort empfing: „Ich bin die Mutter Goethes . . ." Auch die ältere Schwester Moritz Bethmanns, die Witwe Johann Jakob Hollweg, allgemein als „die Hollwegin" bekannt, zeichnete sich durch ihren hohen künstlerischen Geschmack aus. Sie war eine der eifrigsten Verehrerinnen des berühmten dänischen Bildhauers Thorwaldsen, dessen Reliefs auch das Erbgrabmal der Familie Bethmann schmücken. Auch Goethe erging sich in dem Frankfurter Garten der Bethmanns, die sich aus den Anfängen einer großzügigen Kaufmannsfamilie in Rang und politischer Stellung immer höher entwickelten, bis der zeitgenössische Nachkomme des Geschlechtes mit der höchsten Stellung im Deutschen Reiche ausgezeichnet wurde.

Die „Kapuzinergruft". Man schreibt uns aus Wien: In der stillen, unscheinbaren Kirche Maria zu den Engeln, gegenüber dem Hotel Rissel und Schaden, das durch die Ermordung des Grafen Stürgkh ein Stückchen Weltgeschichte wurde — bei den Patres Lavuzini auf dem Neuen Markt gehen seit 800 Jahren die Habsburger zur Ruhe, ihr Herz wird im silbernen Behälter bei den Augustinern beigelegt, ihre Eingeweide in St. Stephan. Aber nur dann, wenn sie auch dem Stände nach noch zur Familie gehören, wenn sie nicht aus dem Kaiserhaus durch Verzicht und Eheschließung ausgetreten sind. Die beiden lehrerforschenden Prinzen Habsburg-Lothringens, die nächsten männlichen Agnaten Kaiser Franz Josephs (außer dem Bruder Ludwig Viktor), ruhen nicht hier im Erbgrabmal der Habsburg-Lothringers, der eine hatte eine Bürgerliche, die Tochter eines Hochschulpfarrers, gestiftet und war aus einem Erzherzog Ferdinand Karl ein Karl Vurg geworden, den man im ersten Weltkriegsjahr in Meran bestattet hat; der andere, sein Bruder, hieß Franz Ferdinand; sein Wunsch war es, gemeinsam Seite an Seite mit der zu ruhen, mit der er Seite an Seite gelebt und sogar ausgelitten hatte; Franz Ferdinand und Sophie von Hohenburg liegen in Archetten, in der Bachau, begraben . . . Sonst aber sind sie alle da, die seit 300 Jahren, seit dem Stifter der Gruft Matthias (gestorben 1619) habsburgisch waren und nachher habsburgisch-lothringisch. Eine lange, lange Reihe von Gängen, Gemäßen, Särgen, zu denen man auf einer engen, düsteren Treppe hinabsteigt, die gar nichts Feierliches oder Bräutliches an sich hat. Dennoch: im Volksgefühl ist das Begräbnis „bei den Kapuzinern" der letzte Glorienschimmer, die klinkende Aureole eines verklärten Lebens in Brunn und Pracht, Prinzenherrlichkeit und Kaiserhoheit. Ja, man kann geradezu sagen, daß die „Kapuzinergruft" im Volksmund populär ist, und kein anderer als der populärste Kaiser Habsburgs, Joseph II., hat sie dazu gemacht, als er auf den Vorhalt eines Schranzen einmal die Worte sprach: „Wenn ich immer nur unter meinesgleichen weilen wollte, müßte ich nur in der Kapuzinergruft spazieren gehen . . ." Es ist das letzte Stigma der „Erbgruft" noch im Tode und nachher. Nur eine Ausnahme gibt es auch von dieser starren Regel: unter all den Kaisern, Erzherzögen und Herzögen ist auch eine „einfache" Gräfin beigelegt, die nicht einmal zur Familie gehörte, sondern nur einer der Größten dieser Familie sehr nahestand: es ist die Gräfin Karoline Fuchs-Mollardt, die Vertraute Maria Theresias. Somit trägt hier ein Sarg wie der andere das Hauswappen Habsburgs oder Habsburg-Lothringens. Dennoch gibt es unter all diesen Grabstätten keine Einförmig-

keit, keine Monotonie, und ich meine damit nicht einmal die äußere Form und Architektur der Grabmäler, in denen sich der wechselnde Stilgedanke von 300 Jahren ausdrückt, kulminierend in dem prachtvollen Doppelgrabmal Maria Theresias und Franz von Lothringens (mit den lebensgroßen Figuren der beiden auf dem Sargdeckel), am schlichtesten in dem Grabmal Josephs II. und wieder prächteliebender in den letzten Jahrzehnten. Ich meine nicht der Wechsel der Zeiten und ihrer stilistischen Geschmackselemente — ich meine die Untheit der Schicksale, die sich hier im Tode selbst noch offenbart. Da ist ein ungewöhnlich großer Weisarg z. B.: er enthält die Leiche von Mutter und Kind, der Kaiserin Maria, die 1619 bei der Geburt ihres Kindes starb. Oder eine ganze Reihe, eine ganze Kapelle voll, ach, so kleiner Särge: Prinzen und Prinzessinnen in der „Engelgruft" (wie man diesen Raum nennt). Dann der Sarg Maria Luise's, die im Jahre vor Franz Josephs Thronbesteigung starb und neben ihr der Sarg „Napoleons II.", Franz Joseph Karls, Herzog von Reichstadt, ihres Sohnes, der 15 Jahre vor ihr, zwei Jahre nach Franz Josephs Geburt, aus dem Leben geschieden ist. Und weiter andere Tote, die dem Leben dieses Mannes näher waren, die Nächsten seinem Glück und seinem Leid: die Frau, der Sohn, die beiden Brüder, von denen der eine Kaiser Max von Mexiko in Queretaro (1867) erschossen wurde und von Tegethoff, dem Sieger von Lissa, über das große Wasser weg „eingeholt" worden ist. Wie viel Leid, tiefste Tragik, unausschöpfbarer Schmerz dem Leben des 86jährigen Greises zugeeignet war, man empfindet hier erst, wo sie auch ihn zur Ruhe ließen.

Ein deutscher Schlachtenmaler des 17. Jahrhunderts. (Zum 250. Geburtstag Georg Philipp Rugendas, 27. November.) Unter den wenigen deutschen Malern des 17. Jahrhunderts, die trotz der empfindlichen Nachwirkungen der langen und harten Kriegszeit sich einen gesunden Realismus und kräftiges Gestaltungsvermögen bewahrt hatten, war einer der vollständigsten sehr begreiflicherweise ein Schlachtenmaler: Georg Philipp Rugendas, den man schlechthin den deutschen Schlachtenmalern des 17. Jahrhunderts zu nennen gewöhnt ist. Rugendas wurde vor 250 Jahren, am 27. November 1666 in Augsburg als Sohn eines Uhrmachers geboren und kam als junger Bursche zu einem Uhrmacher in die Lehre. Doch litt es den Jüngling, der früh den Künstler in sich verspürte, nicht in der Handwerkstatt, sondern er wandte sich der Malerei sowie der Zeichen- und Radierkunst zu. Er arbeitete fleißig und leistete bald Tüchtiges. Von 1692—1695 weilte Rugendas in Italien, und hier, auf dem klassischen Boden der Kunst, entschied er sich für jenen Zweig der Malerei, worin er bald so Großes zeitigen sollte. Er war ein eifriger Besucher der Galerien, namentlich zog es ihn zu den Kunstschätzen des Vatikans. Hier war es auch, wo er eines Tages vor das berühmte Schlachtenbild nach Raffael's Entwurf trat, das den glorreichen Sieg Konstantins über Maxenz in wunderbarer Realistik verherrlicht. Er konnte sich von dem Bilde nicht losreißen, es zog seine Blicke förmlich in sich ein und begeisterte ihn ganz unbeschreiblich. Er blieb lange Tage hindurch selbst für seine nächsten Freunde unnahebbar, bis es bei ihm feststand: auch er mußte Schlachtenmaler werden! Und er ist es mit Leib und Seele geworden. Rugendas' Gemälde stellen fast durchweg Schlachten und Belagerungen, nur ganz vereinzelt Szenen, dem selbstischen Marsch- und Lagerleben im Frieden entnommen, dar. Geistvolle und lebendige Auffassung, Kraft und Feuer in den bewegten Situationen, eine ernste, oft großartige Haltung und tüchtige Behandlung, nicht zuletzt die treffende Art zu charakterisieren, sichern ihm einen der ersten Plätze unter den Großen der Schlachtenmalerei. Man hat Rugendas in zeitgenössischen Künstlerkreisen scherzhaft den „Pferdemann" genannt, weil er in der künstlerischen Wiedergabe der Stellungen der Pferde schier unerschöpflich war. Ganz besonders reich an Rugendas' Gemälden sind die Sammlung zu Hampton Court bei London und das Museum in Braunschweig; auch hier in der königlichen Galerie in Augsburg sowie in Wiener Kunstgalerien befinden sich tüchtige Schlachtenbilder von ihm. Georg Philipp Rugendas starb am 10. August 1742 als Direktor der 1710 gegründeten Zeichnungsakademie in Augsburg. Seine Söhne Georg Philipp und Christian — der dritte, Jeremias Gottlob, war besonders in der Schabkunst tätig — malten in der Art ihres Vaters weiter; sein begabtester Schüler aber war August Quersfurt, der neben Schlachtenbildern auch vortreffliche Jagdstücke geschaffen hat.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1916.



Ich bär' em eind.

Herrgott, wie lang ich noch ze läwe hon,
Weißt dau ellaan, mir eß et unbekannt;
Et eß mer gleich, ich senn en deiner Hand,
Ob haut, ob morje, jeder muß mol dron.

Un kemmt de blasse Dud on mich heron —
Noch wehr' ich mich un halle kräftig stand, —
Doch wenn de Knochemann mich iwermannt,
Ich bär' em eind, o Gott, un well dir sohn:

Loß mich bereinst mol fruh von danne gish;
Un drem well bäre ich: Gott, loß mich ferwe
Vir alle Dinge ohne Sind — un dann:

Nach ohne Schuld un Gelder vir mei Erwe! —
Die Siel om leichste ju verscheire kann;
De Leib begrobt de haam, wo Tanne stihn.

B. Reuter.

Der Herr von Selerinski.

Von Ludwig Beschlein.

Wie der Herr Reven und Fräulein Nidce zu dem Herrn Thaddäus kommen, und wie dieser wieder jung wird und Bälle besucht.

Eines Tages rollte eine Equipage in den Edelhof von Rhoden, darin saß ein junger, hübscher Mann und ein noch jüngerer und noch hübscherer Frauenzimmer. Herr Thaddäus, dem beide unbekannt waren, sah sie halb verwundert, halb misshütig, denn was konnten sie wollen, als schmarirohen? Sie sprangen aus dem Wagen, nahmen einiges Gepäck heraus und gingen in das Haus; der Kutscher aber lenkte die Chaise herum und fuhr von dannen, dies alles setzte Herrn Thaddäus in gar großes Erstaunen. Emerentia traute kaum ihren Ohren, als der junge fremde Mann sie anredete wie einer, der ihr schon lange zu befehlen gewohnt: „Hier, alter Hausdrache, diese Schachtel und diesen Mantelsack in das Gastzimmer! Wir werden hier wohnen, wo sind der cher Onkel?“

Die alte Haushälterin hatte weder Atem noch Worte; sie hielt mit zitternden Armen das Gepäck und stand wie totes Weis. Die Fremden aber gingen hinaus, wo sie Herrn Thaddäus schon hinter dem Fenster wahrgenommen hatten, sie öffneten stürmisch die Tür seines Zimmers und eilten mit dem freudigen Ausruf auf ihn zu: „Teurer, bester Onkel! Geliebter Herr Oheim! Wir grüßen Sie tausendmal!“

Thaddäus schüttelte mit dem Haupt wie ein Automat, sein übriger Körper stand steif und hölzern. „Daß ich nicht wüßte, daß iu gar nicht wüßte“ — sagte er, aber mit geläufiger Zunge antworteten der Bruder wie die Schwester: „Hatten der werthe Herr Onkel nicht einen Bruder, der in seinem fünfzehnten Jahre nach Holland kam?“

„Kam er nach Holland?“ fragte der Alte. „Er war ein Taugenichts, der davon lief und nie wieder etwas von sich hören ließ.“

„Er kam nach Holland,“ fuhr der Erzähler fort, „nahm Militärdienste, kämpfte in Frankreich, ging nach Amerika, erwartete Reichtümer.“

„Reichtümer?“ schrie Herr von Selerinski. „Wo sind sie, wo ist er? lebt er noch? Ich habe nie Reichtümer erwerben können, ich bin sein nächster Verwandter, ich habe Ansprüche auf die Reicht.“

„Sie sind sein nächster Verwandter, sein Bruder,“ fuhr der junge Mann fort, „er kam aus Amerika zurück, verheiratete sich in England mit einer reichen Lady, und wir sind aus dieser Ehe entsprossen, wie Ihnen diese Dokumente.“

„Willkommen, tausendmal willkommen in der Hütte der Armut!“ rief Thaddäus, spreizte die Arme weit aus und drückte die Sprößlinge des Bruders an seinen dürren Leib.

„Schickt mir der Bruder etwas? O, gute Sachen, gebt es heraus, o, mein guter, reicher, glücklicher Bruder! Diese Freudentränen —“ er wischte sich die Augen.

„Edler, herrlicher Oheim,“ stötte nun die junge Dame mit lodender Stimme, „ja, der Vater schickt Ihnen etwas, seinen letzten Gruß — und uns! Er ist tot!“ — setzte sie schluchzend hinzu.

„Er ist tot!“ schrie Herr Thaddäus und sank auf einen Stuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Geht zu meinem Bruder,“ fuhr die Sprecherin weich fort, „sprach der Vater auf dem Sterbebette, er hat ein heiteres, reines, edelmütiges Herz, er wird Euch väterlich aufnehmen.“

„Ich habe ein edelmütiges Herz,“ schluchzte Herr Thaddäus, „ich nehme Euch väterlich auf, ich will Euer Vermögen verwalten, ich will Euer Vormund sein! O, mein Bruder! Gebt mir Eure Banknoten, liebe Kinder! Arme gute Herzen, ich will Euer Vater sein — gebt mir Eure Reichtümer in Verwahrung.“

„Sie wollen unser Vater sein! Edler Mana, teurer Oheim!“ riefen Beide, ihn gewaltig umarmend und küßend. „O, Dank! Hier finden wir den Vater, den edlen Beschützer, der uns nährt und kleidet, nachdem teuflischer Verrat uns um all unser Vermögen gebracht hat.“

„Was — was?“ ächzte Herr Thaddäus, „Teufel — Verrat — gebracht hat? — Euer Vermögen?“ und seine Augen rollten wie Feueräder.

„Unsere Mutter,“ sprach der junge Mann, „ging gleich nach des Vaters Tode, den sie verursacht hatte, mit allen Schätzen, Kleinodien, Banknoten usw. mit einem Lord davon; uns blieb kaum so viel, unsere Blöße zu decken, und zu Ihnen nehmen wir unsere Zuflucht, teuerster Oheim!“

„Ja zu Ihnen!“ stötte Miß Beß und sah den Alten zärtlich an, und als er schreien wollte: „Der Teufel ist Euer Oheim, zu ihm schert Euch, Ihr Bagabunden!“ da küßte sie ihm die böse Redensart vom Munde, daß ihm ganz wunderbar zu Mute wurde. Er zappelte zwar iräbend mit Händen und Füßen, allein es half ihm sein Bemühen nichts. Er gab den Liebfungen des reizenden Mädchens nach, er hörte sie an, er sah ihre Tränen, ihr Lächeln, er vernahm ihr Flehen, ihr kosenbes Geflüster, seines Herzens starre Rinde schmolz wie Wachs am Feuer, und Reize und Richte — durften bleiben.

Emerentia stand schon lange horchend an der Tür. Jetzt rief er drinnen: „Emerentia!“ einmal für sechs mal und sie eilte in das Zimmer.

„Wir haben Gäste, gute Emerentia,“ sprach er, „meines teuern seligen Bruders Kinder. Sorge für Essen und Trinken, schlage Betten auf, lege die Gaststube!“

Emerentia glaubte zu träumen, sie starrte den Herrn an, ob es sein Ernst sei oder ob er etwa übergeschmappert. Als er aber polterte: „Nun, was besinnt sie sich lange? Was steht sie noch da, die alte Hexe?“ da fuhr sie wie ein Sturmwind zur Tür hinaus, die sie heftig hinter sich zuschlug, und man vernahm draußen ein Krachen und Rumoren, als spuke durch das Haus der böse Feind.

Allein es kam für Emerentia noch schlimmer; Miß Beß stieß sie vom Küchenthrone, auf dem die Alte so lange Alleinregentin gewesen war; guter Kaffee und bessere Speisen, so gut wie sie seit Jahren nicht auf der Tafel des Herrn von Selerinski erschienen waren, gingen unter den kunstfertigen Händen des jungen Fräuleins hervor. Die alte Emerentia heulte und jammerte, ächzte und stöhnte, drohte täglich abzuziehen, blieb aber immer wieder da, denn sie hätte nicht gewußt wohin, und hier hatte sie Nahrung und Obdach, und niemand tat ihr weh; nur das Gefühl der Zurücksetzung ward ihr unerträglich, sie sprach fast den ganzen Tag mit sich selbst und sagte Psalmen her.

Der alte Herr Thaddäus von Selerinski verjüngte sich ordentlich. Er wurde munter, freundlich, gesprächig, schmunzelte um das schöne Nüchtern herum und zeigte sich mehr und mehr als ein alter verliebter Ged. Es gingen Dinge vor in Thoden, wo man sich eher des Himmels Einsturz hätte träumen lassen, als daß sie geschehen würden. Der Knecht mußte Wein aus der benachbarten Stadt holen, und die Wundermär, Herr Thaddäus habe Geld für Wein ausgegeben, setzte alle Jungen in Bewegung. Das junge Geschwisterpaar wußte dem alten Herrn noch mehr abzuschnemeln. Miß Beß machte ihn toll und töricht. Sie begehrte Gesellschaft, es sei so einsam auf Thoden, und ihr zu Liebe legte Herr Thaddäus die alte Staatsuniform an, warf sich in Puz und fuhr mit ihr und ihrem Bruder — in die benachbarte Stadt zum Ball. Welches grenzenlose Staunen, welche Bewunderung von allen Seiten. Miß Beß war nicht wenig stolz auf den Sieg, den ihre jugendlichen Reize über den Geiz und die larme Lebensart des alten Oheims erröckten. Er saß in seinem steifen Staat auf dem Ball und folgte mit den Augen jedem Schritt und jeder Bewegung seiner teuren Nichte. Zur Rechten saß ihm die Generallieutenantin von Noquinet mit ihrer Busenfreundin, der Oberamtmännin Lucartis; Beide gedachten der Zuckerspunde und lachten unehört. Ihm zur Linken saß der Justizrat Frohmund, schenkte ihm ein Glas Wein nach dem andern ein und rief halblaut: „Trink, alte Haut! trink Dich einmal satt! Dein seliger Hammel soll leben!“ Herr Thaddäus saß wie auf Kohlen. Indessen machten die beiden jungen Männer, die der Alte einst mit Äpfeln beschenkt hatte, der Nichte bedeutend den Hof, darob brach sein Ingrimm los, er rief den Neveu zu sich, bestand darauf, nach Hause zu fahren, und Schön-Nüchtern mußte sich vom Balle trennen, was nicht ohne ein heimlich geweintes Tränchen abließ. Man fuhr ein wenig schmollend ab auf dem Leiterwagen, kam aber versöhnt nach Hause. — Der Neveu mußte am folgenden Tage nach England reisen, er hatte Hoffnung, einen Teil seines Erbteils zu erhalten. Das Reisegeld gab Thaddäus mit schwerem Herzen her, doch sah er ihn gern scheiden. War er doch nun mit dem engelholben Nüchtern allein, brauchte seinen Liebesflammen keinen Zwang mehr anzulegen. Sie bestrickte ihn mehr und mehr, er beschloß, sie zu heiraten, er gab ihr Geld zu Puz, zu Kleidern, zu Tändeleien, er zeigte ihr einen Teil seines Mammons hinter der Tapete verborgen, und — eines Morgens war das Nüchtern samt allen ihren Habseligkeiten nebst jenen wertvollen Papieren auf und davon. Fast einem Schlagfluß ähnlich war der Anfall, den der Schreck über diesen unerhörten Verrat Herrn Thaddäus verursachte; war er vorher jugendlich froh und oft sogar läppisch gewesen in seiner Liebe, so wurde er in seinem Kummer nun ganz kindisch. Er weinte und jammerte, daß es zum Erbarmen war, über den entrißenen Mammon, und rief in tausendfachen Verwünschungen alle Strafen des Himmels herab auf die Betrüger, denn etwas anderes waren der Herr Neveu und Fräulein Nüchte nicht gewesen. Emerentia half ihm weinen, dazwischen jubelte sie auch ein wenig, daß die Strafe für ihre Hintansetzung so schnell gekommen. Der Herr Thaddäus aber wurde noch magerer vor Gram und Kummer und verfiel zusehends.

Wie Herr Thaddäus von einem Diebe erschlagen wird, dann als ein guter Christ seinem Mörder verzeiht und sich über die Justiz tot ärgert.

War Herr von Selerinski früher vom Dämon des Geizes besessen gewesen, so wurde er es nun noch ärger denn zuvor, und sorgte auf eine unmenschliche Weise. Er verringerte den ohnedies geringen Lohn Emerentias und des Knechts, war grausam gegen die Fröhner, drückte

Bauern und Handwerksleute, schalt über jeden Groschen, den er ausgeben mußte, und es gelang ihm nach zwei Jahren, die Summe wieder zusammengehackt zu haben, die ihm von jenem vornehmen Gaunerpaar entwendet wurde. Aber der alte treue Knecht verließ ihn, er wollte um Hundelohn nicht dienen. Emerentia hielt aus, sie wußte nicht wohin, die Arme, und war einmal den Mangel gewohnt.

Herr Thaddäus hatte schon den fünften Knecht, nachdem ihn der alte Hans verlassen. Einer nach dem andern lief davon. Dieser fünfte war ein Spigbube, er sah es auf Selerinskis Schätze ab, als er sich zu ihm in Dienst begab.

In einer recht stürmischen Herbstnacht, wo vor Wind und Regen niemand unterwegs sein konnte, führte er seinen Plan aus, dem Herrn einen Teil seines Mammons abzujaßen.

Als Emerentia schlief und zu vermuten stand, auch der alte Herr werde sich niedergelegt haben, schlich Toffel mit geschwärztem Gesicht und mit einem großen, aber stumpfen Messer bewaffnet aus seiner Kammer, schloß einen Fensterladen auf, um rasch entspringen zu können, und drang in die Stube. Zwar war die Tür verriegelt, aber ein Ruck des kräftigen Kerls hob sie aus den Angeln, und ohne sonderliches Geräusch schlüpfte Toffel ins Zimmer. Da war es freilich Nacht. Toffel tappte umher, er fühlte, aber überall nur verschlossene Schränke und Truhen. In der Nebenkammer schlief Thaddäus. Der Geiz und das böse Gewissen haben einen schlechten Schlaf. Der Gebieter erwachte, hörte das Geräusch, schrie: „Wer da? Emerentia! Toffel! Emerentia!“ einmal für sechs mal. „Diebe! Mörder! He, Hilfe!“

Dem Dieb war das Geschrei unangelegen, er trat die Tür der Kammer ein, stürzte auf das Bett zu und packte den Kreisenden bei der Gurgel. Dies alles ging nicht ab ohne Krachen und Getöse. Emerentia hörte dieses, schlüpfte aus ihrem Kämmerlein, aber nicht dem Herrn zur Hilfe, sondern in Todesangst auf den Boden, wobei sie in der Hast zur Bewaffnung eine Ofengabel ergriff. „Gib Dein Geld heraus!“ brüllte mit verstellter Stimme der Knecht, den Herrn festhaltend.

„Ja“ — winselte nach Lust schnappend der Geängstigte, „ich — habe — keins.“

„Schurke, die Schlüssel heraus zu dem Gelde!“ rief Jener wieder, und hieb ihm mit dem stumpfen Messer über den Kopf.

„Habe — kein — Geld — Verdammt! Laß mich — los.“ — ächzte der Arme. Ein zweiter Hieb über den Kopf folgte.

„Ich erwürge Dich, wenn Du nicht augenblicklich die Schlüssel gibst!“

„Und wenn Du mich erwürgst — ich habe — keinen Pfennig! Um Gottes — Barmherzigkeit — ich — sterbe.“

„Stirb in Teufelsnamen!“ schrie der Dieb wütend, und führte Hieb auf Hieb; mit einem gellenden Schrei, den Thaddäus ausstieß, war sein Bewußtsein entflohen, er sprach nichts mehr, ächzte, stöhnte nicht mehr. Blut rieselte ihm vom Haupt und feuchtete das Bett, und den Mörder packte die Furcht, ein Schauer des Entsetzens machte ihn machtlos. Er fühlte unter das Kopfkissen, kein Schlüssel lag darunter. Er vernahm durch das Geheul des Sturmes eine zeternde Stimme. Es war Emerentia, die auf dem Dache saß, und um Hilfe freischte. Da verlor er die Besinnung fast, er raffte die Uhr mit der Lombafette vom Tisch, stürzte aus dem Zimmer, aus dem Hause, lief über die Äcker, watete durch Gräben, bis er in den Wald kam und unter einer Eiche fast atemlos niedersank.

Eine Weile blieb es totenstill im Schlafgemach des Herrn Thaddäus, dann ächzte dieser: „Ist er fort — der Satan! Au, mein Kopf — wenn ich mich nicht tot gestellt hätte — hätte er mich — wahrhaftig — erschlagen! Emerentia! Verfluchte falsche Dede!“

Er kroch aus dem Bette, verband sich den Kopf, schlug mit zitternder Hand Licht an. Kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten.

Zwei Landreiter kamen die Straße geritten, der Morgen graute, sie hörten Emerentias Geschrei und ritten schneller, da saß sie ganz oben auf der Firn mit ihrer Ofengabel, als wollte sie sofort von dannen auf den Bloßberg. Die Reiter verwunderten sich, saßen ab und eilten mit gezogenem Pallasch in das Haus. Als sie in Herrn Thaddäus Zimmer traten, glaubte dieser, es seien abermals

zwei Räuber, fiel zu Boden und stellte sich wieder tot, aber aus ihren Bemühungen und Ausrufungen vernahm er, daß sie als Bester erschienen, erwachte scheinbar und erzählte sein Unglück. Einer eilte auf den Boden und zog die ganz erstarrte Emerentia herein. Sodann jagte er sogleich nach der Stadt, die Anzeige von dem versuchten Raubmord bei dem Gericht zu machen, während sein Kamerad auf dem Gute als Schutzwache blieb, und nach Verlauf weniger Stunden waren der Justizrat Frohmund und die beiden jungen Aktuar zur Stelle, vernahmen Herrn Thaddäus und Emerentia, und da der Knecht fehlte, auch das Haus von innen geöffnet war, so fiel der stärkste Verdacht auf Toffel, und es wurden Anstalten zu seiner Inhaftierung getroffen.

Vor allem wurde nach einem Chirurgen geschickt, um Herrn Thaddäus Wunden zu untersuchen und zu verbinden, allein dagegen protestierte er geradezu und heftig. Er wisse selbst Wunden zu heilen und Pflaster zu bereiten, rief er, er besitze noch eine Menge Hausmittel und Salben, Salmiak, Kampfergeist und dergleichen im Überfluß (diese edlen Remedia hatte er noch vom Pferdehandel her aufbewahrt) und als der Justizrat dessen ungeachtet nach dem Arzt sandte, wurde Thaddäus ganz wild und schrie: „Man geht darauf aus, mich zu ruinieren, mich ganz zum armen Mann zu machen, zum Bettler!“

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Toffel wurde eingefangen, wie er die Uhr verkaufen wollte und der Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet. Er gestand seine Freveltat im ersten Verhör.

„Herr Bruder,“ sagte Thaddäus zu dem Justizrat, als dieser wieder bei ihm war, „wer bezahlt denn die Prozeßkosten gegen den Bösewicht?“

„Ei wer anders, als der Herr Bruder?“ fragte dieser im Scherz zurück, „der Delinquent hat nichts, der Herr Bruder hat genug und wird dem Staat nicht zumuten, daß dieser unentgeltlich es übernehme, den an dem Herrn Bruder begangenen Mordversuch zu bestrafen.“

„Der Staat mordet mich!“ schrie Herr Thaddäus. „Ich — ich — ich soll es bezahlen? Habe ich die Hilfe des Justizamts begehrt? Hat es nicht aufgefordert sich gemischt in meine Angelegenheit? Ich will keinen Prozeß gegen Toffel! Er hat mich persönlich beleidigt — ich verzeihe ihm nach Christenpflicht — er mag zum Teufel gehen! Die Rache ist Gottes Sache — ich verzeihe!“

„Der Herr Bruder mag ihm immerhin verzeihen, das ist löblich; allein deshalb muß Toffel doch wahrscheinlich baumeln, nicht weil er den Herrn Bruder verwundet hat und bestehlen wollte, sondern weil er überhaupt einen Raubmord versucht hat.“

„Man soll ihn mir überlassen!“ rief Herr Thaddäus, „ich will ihn selbst abstrafen lassen, er soll viele Prügel haben, der Coujon!“

„Geht nicht an, Herr Bruder, geht nicht an,“ widersprach der Justizrat. „Der Herr Bruder hat keine eigne Gerichtsbarkeit, keine Jurisdiktion. Der Prozeß geht seinen Gang.“

„Das größte Recht, und doch das größte, himmelschreiendste Unrecht an mir armen, armen Mann!“ schrie Thaddäus. „Ich bin an dem Bettelstab, ich bin ruiniert! Der Doktor will Geld, der Advokat will Geld, der Chirurg, der Apotheker, das Amt. Großer Gott, ich bin verloren! Zieht mich aus — reißt mir die Kleider vom Leib — ihr geldgierigen Hunde! Blutjauger! Nehmt mein Blut! Geld bekomme ich nicht — Geld hab' ich nicht. Ver-räter! Judas Ischariot!“

Tödlisch erschöpft — schwieg Thaddäus. Er versiel in eine Schwäche, in ein Delirium, eine Hinfälligkeit — ein Schlagfluß kam dazu — er erlebte den andern Morgen nicht.

Toffel kam lebenslänglich in das Zuchthaus; eine Menge Seitenverwandte des verbliebenen Herrn von Selersinski auf Thoden meldete sich; der bare Nachlaß, der sich in Kisten und Kasten wohlversteckt nach und nach fand, belief sich auf hundertfünfzig bis siebzigtausend Taler.

Emerentia, die arme, alte Emerentia empfing mit Not und Mühe ihren Lohn, den sie von Jahr zu Jahr bei ihrem Herrn hatte stehen lassen, der ihn verzinst, und seine alten Kleider. Die blaue Uniform war darunter. Das Geld reichte gerade hin, ihr im Spital der nahen Stadt eine Pfunde zu verschaffen.

Den hinterlassenen Reichtum des alten Herrn teilten die lachenden Erben.

Kleinbahn=Jdyll.

Unsere ländlichen Gegenden sind mit Eisenbahnen viel weniger bedacht, als es den zahlreichen, berechtigten Eisenbahnwünschen entspricht. Doch da erfreuen sich manche dieser Gegenden außer den wenigen gebauten staatlichen einer Reihe von Schmalspurbahnen. Mit einer solchen zu fahren ist nicht immer ein Vergnügen. Man muß viel Geld, viel Zeit und gute Knochen haben. Wenigstens ist das der Fall bei einer dieser Bahnen, mit der ich in den letzten Tagen eine Fahrt zu machen gezwungen war. Der Name tut nichts zur Sache. Vielleicht können ähnliche Geschichten auch bei andern Bahnen vorkommen und möge folgende Reiseschilderung daher ihnen allen zur Lehre, nicht zur Racheiferung, manchen Lesern aber, die nicht gezwungen sind, ein solches Behübel intern Leib zu nehmen, zur Ergötzung dienen.

Abfahren! — Nein, ich habe mich geirrt! Abgerufen wird nicht. Das hat die Schmalspurige ihrem breit-spurigen Bruder glücklich abgeguckt. Das zu tun hieße auch Eseln nach Athen tragen. Die Zeit der Abfahrt war längst verstrichen, da stellte sich nur ein einziger Beamter ein. Lagerverwalter, Stationsvorsteher, Billeteur und Feizer in einer Person. Ein Billet verabsolgte er mir für viel Geld. Die Landbewohner der entlegenen Dörfer haben keine andere Fahrgelegenheit und die Bahnverwaltung nimmt die Gelegenheit beim Schopf. Nun hatten sich auch die anderen Beamten eingestellt. Einer wischte noch den Schaum (wahrscheinlich vom Wasser) aus seinem Schnauzbart. Nun sind sie alle da. Zwar ist's 20 Minuten zu spät. Aber, das macht nichts: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Fußend hebt die Maschine an. Sie packt's nicht. — Doch, es geht: „Wenn sie mal ein „An“ hot, kann sie ganz allein“, meint der Zugführer. Und nun hat sie den „An“. Sie rumpelt und wackelt, schüttelt und flößt, was es das Zeug hält. Hören und Sehen scheint einem zu vergehn.

In der Mischung der Fahrgäste (es gibt nur eine Klasse) ist auch einer, der an chronischer Leberkrankheit leidet. Er hat tüchtig Medizin genommen und vergnügt lächelnd blickt er über seine zerkaute Zigarre. Die Luft im Wagen behagt ihm nicht mehr. Kein Wunder. Auf die Plattform hinaus geht er. Angelehnt schließt er die Augen und selbst die Zigarre im Munde macht das Nicken mit. Da eine Kurve. Rupp! schlägt's nach der Seite! Weich wie ein Gummiball kugelt er das Trittbrett hinunter in den Graben. Der Fall tat ihm nichts, dazu ging's zu gemächlich. Gemächlich hält die Bahn. Der Aufgeweckte krabbelt schnell wieder hinein und langsam duckt der Zug weiter. Wie ich höre, passiert so was öfter.

Durch Wiesentäler schleicht's an Wäldern und Ödungen vorbei. Dörfer mit Lehmfachwerkwänden. Nächste Station. Der Zug hält. Ein dralles Mädchen holt zwei Bund Spalierlatten ab, die der Zug eine Station weit auf den Trittbrettern mitgebracht hat. 0,60 Mk. Fracht soll sie zahlen. Das ist ihr zu viel. Nicht viel mehr kosten ja die Latten. Der Beamte läßt sich auf's Handeln ein. Nur einen Kuß braucht sie zu geben. Doch, das ist nur Scherz. Na, nächstens wird sie bezahlen, heute hat sie kein Geld mitgebracht. Sie mußte doch erst mal fragen. Die Schöne trollt heim, der Zug fährt weiter.

Nächste Station. Eine Gulbin kann gar nicht zu Ende kommen mit dem Abschied von ihrem Kurassier. Schmach auf Schmach herüber und hinüber. Da steht der Zug an. Dem gemütvollen Beamten fällt's schmer auf's Herz, daß er so zwei Herzen auseinandergerissen. Mitleidig fragt er: „Sollte mer noch emol halde?“ — „Jo, jo!“ tönt's von zwei Mädchenlippen. — „Jo, jo!“ nickt ein Kurassier. Der Zug hält und noch einmal drückt sich ein frischer Schmach auf rosigen Mund. Dann aber muß es endlich geschieden sein.

Weiter geht's mit Ruten und Stoßen. Und endlich ist die Endstation erreicht. Ein alter Bauersmann meint:

„Wer e Kleinbahn
Eß besser als kein Bahn.“

D. M. D.

Abergläubische Anschauungen und Aussprüche bei der Taunusbevölkerung.

Anschauungen und Aussprüche, die der Aberglaube geboren hat, bestehen heute noch bei der Landbevölkerung. Obwohl die heutige Generation darüber geteilter Ansicht ist, so wird doch von vielen, besonders weiblichen Personen, darauf Rücksicht genommen.

So pflanzt keine Frau, die mit ihrem Manne einträchtig zusammenlebt, Petersilienwurzeln weiter, weil, wenn dies geschieht, der Ehemann noch während des laufenden Jahres stirbt. Die Zwiebeln dürfen nicht bei zunehmendem Mondlicht gesteckt werden, da sie in diesem Falle schiefen (Samen treiben). Bohnen sollen nur in ungrader Zahl (9, 11, 13) gelegt werden; die Ernte wird hierdurch reicher. Sofort nach eingetretenem Sterbefall in der Familie muß das vorhandene Saatgut (Kartoffeln, Getreide, Sämereien) gerührt (umgewendet) werden, damit es seine Keimkraft behält. Wer ein vierblättriges Kleeblatt findet, hat Glück und soll es im Lotteriespiel versuchen. Das Blatt wird getrocknet und färsiglich aufgehoben. Ebenso verheißt ein altes, auf der Straße aufgefundenenes Pferdehufeisen Glück. Es wird an einen bevorzugten Ort in der Wohnung angehängt. Obstbäume werden zur Erzielung einer reichen Ernte in der Sylvesternacht mit einem Strohseil umgeben. Mädchen sollen keine zusammengewachsenen Obstfrüchte essen, damit sie später keine Zwillinge zur Welt bringen. Krut es im Ofenrohr, so sind Krankheiten oder gar Sterbefälle zu erwarten. Geweihte Gegenstände einem Gesteinssplittigen, ohne dessen Wissen, in ein Kleidungsstück eingenäht, galten als ein Mittel für die Untauglichkeit zum Militärdienst. Birkenreisfer, die zur Ausschmückung der Straßen am Pimmeljahrs- oder Fronleichnamstag dienen, halten, in Kranzform gewunden und in Viehställen aufgehängt, Krankheiten und Degen fern.

Um Hunde und Tauben an das Haus bzw. an den Schlag zu gewöhnen, gibt man erstere eine Schnitte Brot mit einem kleinen Spänchen Holz von der Tischschublade geschnitten zu fressen, letztere läßt man in den Spiegel sehen. Kleine Eier, die keinen Dotter haben, heißen Unglückseier, die über die Dachfirst geworfen werden müssen. Hühner Eier, die am Gründonnerstag gelegt werden, verwendet man mit Vorliebe zur Brut; die aus diesen Eiern hervorgehenden Hühner wechseln in jedem Jahre das Gefieder. Damit Hühner nicht außerhalb des Hofes legen, legt man eine lange Kette in Kreisform auf den Futterplatz und streut das Futter hinein. Hühner, die nicht innerhalb der Kette das Futter aufspüren, vertragen die Eier. Damit es der Kuh nicht leid tut, wenn das Kalb aus dem Stall gebracht wird, soll es der Metzger rückwärts aus dem Stall führen.

Werden zwei Paare zu gleicher Zeit zusammen vom Ortsgeistlichen getraut, so muß ein Paar frühzeitig sterben. Während der Dauer des Wochenbets darf kein Gegenstand aus dem Hause verliehen werden; geschieht es doch, so wird das Kind krank und wird sterben. Kleine Kinder dürfen nicht aus dem Fenster Draußenstehenden gereicht werden, damit sie später keine Einbrecher geben. Ein Liebespaar soll sich gegenseitig weder Brosche noch Vorstednadeln schenken, da in diesem Falle eine Verheiratung nicht zustande kommt. Die ausgefallenen Milchzähne der Kinder werden in ein Mausloch geworfen mit den Worten: „Hier hast du einen steinern, gib mir einen beinern.“ Ältere Eheleute sollen sich kein neues Haus mehr bauen lassen, da in diesem Falle ein Ehegatte bald stirbt. Anzeichen für Sterbefälle in der Familie sind: der Käuzchenruj (Geh' mit!) beim Überfliegen des Wohnhauses, Stillstehen der Wanduhr und Herunterfallen eines Bildes von der Wand. In katholischen Familien wird vor dem Anschnitt der Laib Brot auf der Unterseite stets mit dem Kreuzzeichen versehen; man glaubt hierdurch besser gesättigt zu werden. Das Brot auf die obere Kinde gelegt bringt Unglück. Fallen spitze Messer, Scheren oder Nadeln auf den Boden und bleiben auf der Spitze stehen, so erwartet man noch an demselben Tage unangenehmen Besuch oder eine unangenehme Neugier.

Kinder, die auf einen Fronsonntag (der erste Sonntag nach Beginn des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters) geboren werden, werden als Glückskinder, viel-

sach auch als Nachtwandler bezeichnet. Abend-Spinnen sollen nicht getötet werden; von ihnen gilt der Ausspruch: „Abendspinn' hat Glück im Sinn“, dagegen heißt es: „Morgenspinn' bringt kein Gewinn.“ Die Türen im Hause sollen niemals zu stark zugeschlagen werden, damit eine arme Seele, die sich dazwischen befindet, vor Schaben bewahrt wird. Dies sind, wenn auch nicht erschöpfend, die vollstündlichsten, abergläubigsten Aussprüche, die heute noch in abgelegenen Dörfern angetroffen werden. J. L.

Umschau.

* **Ländliche Fortbildungsschulen.** Von dem Werte der ländlichen Fortbildungsschulen sind sicherlich alle Freunde der ländlichen Bevölkerung überzeugt und freuen sich der Erfolge, die an den stillen Winterabenden an der ländlichen Jugend gezeitigt werden. Das Nassauer Ländchen hat schon lange auf diesem Gebiete gearbeitet und in den meisten Orten solche Schulen errichtet. Im unteren rheinischen Westerwalde ist in dieser Beziehung bisher nichts geschehen und erst jetzt, nachdem auch das Rheinland das Recht erhalten, solche Schulen als obligatorische Anstalten mit Schulzwang zu errichten, bemühen sich einzelne Bürgermeister in dieser Sache. Von einer besonderen Unterstützung ist jedoch nichts zu merken. Man will sich scheinbar zu so vieler Arbeit nicht noch neue hinzuladen. Und besonders hinderlich zu einem rascheren Vorwärtkommen ist es, daß bei Beschlüssen betreffs Errichtung solcher Schulen nicht der § 8 der Landgemeinde-Ordnung in Anwendung gebracht werden kann. Der hält es möglich, daß Einrichtungen der Gemeinden, die von allgemeinem Interesse sind, auch durch Bürgermeisterei-Beschluß herbeigeführt werden können. Nach der Auffassung eines höheren Verwaltungsbeamten ist das aber unmöglich und muß die Errichtung einer ländlichen Fortbildungsschule durch die Gemeinde-Vertretung beschlossen werden. Ist die ländliche Fortbildungsschule nicht von allgemeinem Interesse? Gewiß, es wäre erfreulich, wenn jedes kleine Dorf seine Fortbildungsschule hätte. Aber da scheitert es wohl in der Regel am Kostenpunkt. Darum wäre es in erster Linie hausälterisch, wenn mehrere Gemeinden sich zusammenschließen würden. Aber dann entsteht gar zu leicht ein Rangstreit zwischen denselben. Jede macht aus Gründen der Bequemlichkeit und der Ehre Anspruch auf die Schule. Jede bedauert die armen Schüler, die zur Wintersonne am kalten Abend zum Nachbort zur Schule müssen und räsonniert über den schlechten Weg. Und das Resultat? Mit der Fortbildungsschule wird's — Essig. Darum wäre es allein richtig, wenn die Bürgermeisterei-Vertretungen für ihre ganzen Bezirke ländliche Fortbildungsschulen beschließen. Dann würde die segensreiche Einrichtung lebhaft Fortschritte machen, während sie im andern Falle nur sehr wenig Leben zeigen und das Gesetz betreffs ländlicher Fortbildungsschulen nur ein Scheingesetz sein wird. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. O. R. D.

= **Wanderungen und Stadtkultur.** Die gewaltige Entwicklung Deutschlands in den beiden letzten Jahrzehnten hat eine völlige Umgestaltung des Siedlungsbildes des deutschen Volkes mit sich gebracht. Eine neue Städteblüte ist mit erstaunlicher Raschheit emporgewachsen und hat den Geburtenüberschuß des Landes an sich gezogen. Das Hin- und Herfluten von Menschen umfaßt einen sehr bedeutenden Teil des Volksganges. Auch rückt die Stadt immer mehr in die ihr vorgelagerten Orte vor. Die Wellen der Tageswanderung vom Wohnort zum Arbeitsort tragen städtisches Wesen und städtische Gedankenwelt immer weiter hinaus auf's Land. Der moralische Zerfall, der damit hinaus wandert, findet seine Hauptausprägung im Geburtenrückgang und in wachsender religiöser Gleichgültigkeit und kirchlicher Entfremdung. In der im Volksvereins-Bericht M.-Glabach 1906 erschienenen bevölkerungspolitischen und sozialethischen Studie „Wanderungen und Stadtkultur“ von Dr. Paul Beusch geht der Verfasser diesen Tatsachen und ihren Wirkungen in einer, auch für den nationalökonomischen Laien erfreulichen Weise nach und bietet eine Orientierung vor allem für die zahlreichen Kreise, die an der Bevölkerungspolitik interessiert sind, wie auch für die auf dem Gebiet der allgemeinen Politik, der Sozialpolitik, der Verwaltung, der Wohlfahrtspflege und der Seelsorge tätigen Personen.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.